

# Bericht über sprachliche und volkskundliche Forschungen im Hunzatal

Von HERMANN BERGER

Im Rahmen der unter Leitung von J. SCHNEIDER (München) vom 20. 5. bis 5. 9. 1959 durchgeführten Deutschen Karakorum-Expedition 1959, an der acht Personen beteiligt waren und deren Hauptanliegen die Fortsetzung von Arbeiten war, die von einem ähnlichen Unternehmen bereits 1954 begonnen worden waren<sup>1</sup>, erhielt ich durch die Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Möglichkeit, weitere Beiträge zur Kenntnis der sprachlichen und volkskundlichen Verhältnisse des Hunzatal zu erarbeiten. Arbeitsgebiet der Expedition waren die zwei islamischen Staaten Hunza und Nager zu beiden Seiten des Hunza-Flusses, der etwa 50 km nördlich vom Nanga-Parbat-Massiv in den Indus mündet. Sie haben sich bei der Gründung Pakistans freiwillig dem neuen Staat unterstellt und sind heute bequem mit dem Flugzeug von Rawalpindi aus zu erreichen, waren aber bis zur Einrichtung des Flugverkehrs nach Gilgit durch die hohen schneebedeckten Berge so abgeschlossen, daß ihre Kultur unvergleichlich altertümliche Züge erhalten konnte. Die Sprachen des Tals sind das indo-arische Shina in der Westhälfte, das in z. T. stärker abweichenden Dialekten auch noch in der gesamten Gilgit Agency, am Indusknie bis Chilas und im Südosten bis an die Grenze von Kaschmir gesprochen wird, und das bislang isolierte, vom Berichtersteller mit dem Baskischen verglichene Buruśaski<sup>2</sup>, von denen bereits BAILEY<sup>3</sup> und LORIMER<sup>4</sup> Beschreibungen geliefert haben. Über das Volkstum gibt es bisher nur ältere,

<sup>1</sup> Vgl. K. H. PAFFEN, W. PILLEWIZER, H.-J. SCHNEIDER, Forschungen im Hunza-Karakorum. Erdkunde 10. 1956, pp. 1-33.

<sup>2</sup> Mittelmeerische Kulturpflanzennamen aus dem Buruśaski. MSS 9, pp. 1-33; Die Buruśaski-Lehnwörter in der Zigeunersprache. Indo-Iranian Journal 3. 1959, pp. 17-43.

<sup>3</sup> T. GRAHAME BAILEY, Grammar of the Shina (Şinā) Language consisting of a full grammar, with texts and vocabularies of the main or *Gilgiti* dialect and briefer grammars (with vocabularies and texts) of the *Kohistani*, *Guresi* and *Drasi* dialects. London 1924.

<sup>4</sup> D. L. R. LORIMER, The Burushaski Language, Vol. I: Introduction and Grammar, Vol. II: Texts and Translations, Vol. III: Vocabularies and Index. Oslo 1935 (I und II) – 1938 (III).

unvollständige Quellen; Materialien aus Hunza, die G. BUDDRUS 1955 auf der von J. FRIEDRICH geleiteten Deutschen Hindukusch-Expedition gesammelt hat, sind noch nicht veröffentlicht<sup>5</sup>. Ich verbrachte drei Wochen in Minapin, dem letzten shinasprechenden Dorf auf der Nager-Seite, je ein paar Tage in den Residenzen Hunza und Nager, zwei Tage in Mayun, einem Shina-Dorf auf der Hunza-Seite, sowie vier Tage in Bar, einer abgelegenen Shina-Siedlung nördlich von Chalt, und den Rest der Zeit in verschiedenen Hochlagern, wo ich bei angenehmem Klima und völliger Ruhe meine Texte durchgehen konnte. Mein Hauptgewährsmann war dabei GHULAM, ein junger Bauer aus Hasanabad, dem ich auch alle anderen Aufzeichnungen vorlegte, bevor ich sie ins Reine schrieb; daneben bin ich den beiden Miren und anderen Herren am Hof, besonders SULTAN ALI, dem Headmaster der Baltit School, für wertvolle Auskünfte verpflichtet. Die Tonbandtexte wurden von den verschiedensten Leuten aus allen Bevölkerungskreisen gesprochen.

Burušaski. Neue Aufschlüsse über diese Sprache, der von vornherein mein Hauptinteresse bei dem Unternehmen galt, gewann ich sowohl durch direktes Abfragen als auch durch Texte, die ich mit meinem Tonbandgerät aufnahm und zum größten Teil an Ort und Stelle transkribieren und mit erklärenden Anmerkungen versehen konnte. Bei den Texten verfuhr ich so, daß ich jeden, der Lust hatte, in den Apparat sprechen ließ, und die anschließende Umschrift und Übersetzung mit dem besonders geeigneten, oben genannten Gewährsmann besorgte. Dadurch war es möglich, die ganze Breite der Überlieferung zu erfassen, ohne sich von der Intelligenz und rhetorischen Begabung des Einzelsprechers abhängig zu machen. Bei der Thematik der Texte (es sind etwa 50) habe ich mich ganz auf Feen- und Geistergeschichten konzentriert. Auf diese Weise gewann ich nicht nur eine große Menge authentischen Materials über den Volksglauben der Gegend (vgl. den Abschnitt „Volkskunde“), sondern die Auswahl erwies sich auch für die sprachliche Seite als besonders fruchtbar. Der Sprecher ist – besonders bei selbsterlebten Geschichten – stets mit Leib und Seele bei der Sache, er verwendet eine natürliche, literarisch unbelastete Sprache und gebraucht seltene Spezialwörter, um die erlebten Erscheinungen zu beschreiben<sup>6</sup>; auch spielen die Texte (z. B. im Gegensatz zum Märchen) stets in dem ureigensten Milieu der Sprache. Bei der sprachlichen Analyse zeigt sich, daß vor allem die Lautlehre in LORIMERS Grammatik ganz neu geschrieben werden muß. Im Konsonantismus hat LORIMER im allgemeinen gut beobachtet, aber im Vokalismus sind ihm bedeutende Unterschiede entgangen. Er unterscheidet nur Längen und Kürzen, wobei in vielen Wörtern die Schreibung selbst in dem stark normalisierten Wörterbuch so häufig wechselt, daß jeder Unbefangene darin freie Vertauschbarkeit vermuten muß. An Ort und Stelle zeigte sich aber, daß LORIMER nicht nur fälschlich die Länge in

<sup>5</sup> Dr. G. BUDDRUS brieflich.

<sup>6</sup> So gebrauchte ein Geisterseher aus Nager, um die von ihm wahrgenommenen *phutúe jótíšo* (cf. p. 661) zu beschreiben, in einem Absatz gleich drei Varianten eines neuen Wortes: *pholót* „stark behaart“, *pholopholót* „mit wirr flatterndem Haar umherlaufend (von kleineren Wesen)“, *phalaphaldót* dasselbe (von größeren Wesen).

vielen Wörtern schreibt, deren Vokal kurz ist, sondern auch in den wirklichen Längen Unterschiede übersehen hat; es gibt nämlich drei verschiedene Arten von Längen, 1) mit Betonung der ersten More, z. B. in *báan* „sie sind“<sup>7</sup>, *háale* „im Haus“ 2), mit Betonung der zweiten More, z. B. in *hoólalas* „Schmetterling“, *iik* „sein Name“ 3), mit Tieftou der ersten More, z. B. in *gòor* „Wasserfall“ (gegen *góor* „dir“), *kèer* „Rivale“. Diese für die historische Erforschung der Sprache bedeutsame Unterscheidung ist für europäische Ohren sehr schwer herauszuhören, aber nach zweimaligem Durchgehen des Wörterbuchs glaube ich ziemlich zuverlässiges Material gewonnen zu haben. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich auch dem distinktiven Akzent, den LORIMER oft unrichtig, meist aber gar nicht bezeichnet hat, der aber in der beschreibenden und historischen Lautlehre eine bedeutende Rolle spielt. Ich weise bei der Gelegenheit darauf hin, daß der Name der Sprache *Buruśaski* lautet, nicht *\*Buruśaski*, wie man bei uns aufgrund der akzentlosen Schreibung LORIMERS nach deutschem Lautgefühl zu betonen pflegt. Schließlich weiche ich auch in der Schreibung der zahlreichen Fremdwörter aus dem Urdu stark von LORIMER ab. Er bringt sie mit wenigen Ausnahmen in der unveränderten Urdu-Form, was wohl mit der Wahl der Gewährsleute und der Aufnahmemethode zusammenhängt. In Wirklichkeit herrscht aber weitgehende Lautsubstitution nach festen Regeln, von denen ich als wichtigste nur den ständigen Ersatz von *f* durch *ph* (*pháal* „Omen“ < urdu *fāl*, *phalaaná* „NN“ < urdu *fulāna*) und die auch im Inlaut beibehaltene Verhärtung von Medien im Auslaut nennen will (*Hasanābād* > *Asanabáat*, lok. *Asanabáat-ulo*). — In der Grammatik war vor allem die Aufdeckung eines funktionellen Unterschieds zwischen langen und kurzen Präteritalformen interessant (*étimi* „er machte“ gegen *éti*), wo LORIMER bei dem zweiten keine eigene Funktion feststellen konnte. Es zeigt sich, daß *étimi* (usw.) die eigentliche, wirklich eingetretene Handlung bezeichnet, *éti* (usw.) dagegen eine, die beinahe stattgefunden hätte, wenn nicht etwas dazwischengetreten wäre, oder stattfinden wird, wenn man nicht hindernd eingreift; außerdem verwendet man sie in zweifelnden Fragen (*séni-a?* „hat er es wirklich gesagt?“ gegen *sénimi-a?* „hat er es gesagt?“). Die Scheidung erklärt einen wichtigen Punkt der buruśaski-baskischen Verbalmorphologie: der Typ *étimi* < *\*i-ata-m* [-i] (mit analogisch angefügtem -i) entspricht dem Typus *eman* „geben“ < *\*i-ama-m*, der baskischen, ursprünglich mit dem Präteritum identischen *n*-haltigen Grundform des Verbuns, während *éti* < *\*i-at-i* zu dem baskischen Typus *ikusi* „sehen“ < *\*i-kuš-i* gehört. Die Unterscheidung ist im Baskischen lexikalisch geworden, aber durch eine eingehende Untersuchung der ursprünglichen Wurzelbedeutungen wird sicher der Anschluß ans Buruśaski zu gewinnen und die alte funktionelle Unterscheidung zu ermitteln sein. Neben dieser wichtigen Einzelheit konnte ich noch zahlreiche kleinere Verbesserungen erarbeiten, von denen sich ganz allgemein sagen läßt, daß sie das morphonologische System des Bur.-Verbuns bedeutend durchsichtiger machen als dies bei der rein phonetischen, alle phonologisch irrele-

<sup>7</sup> Die Schreibung mit Doppelvokal empfiehlt sich, da auch, synchronisch gesehen, zwischen die beiden Moren noch häufig eine Morphemgrenze fällt.

vanten Varianten berücksichtigenden Schreibung LORIMERS der Fall war. — Überraschend war für mich, wieviel vom Wortschatz bisher noch unbekannt gewesen war. Ich habe über 150 neue, echte alte Buruśaski-Wörter gefunden, und da bis zuletzt fast jeder neue Text ein oder zwei weitere brachte, ist ziemlich sicher, daß damit immer noch nur ein Teil des noch nicht Aufgezeichneten erfaßt ist; das gilt vor allem von dem bisher nur aus kurzen Notizen bekannten Nageri-Buruśaski, das mit der Sprache von Hunza zwar im Lautlichen und Grammatischen fast identisch ist, aber im Wortschatz zahlreiche Sonderzüge aufweist. Ich fand weitgehend Spezialausdrücke, die der direkten Befragung nur schwer zugänglich sind, wie *sújokum* „koscher (vom Fleisch der Tiere, die den Feen wohlgefällig sind)“, *mač* „Gottesurteil mit Hilfe einer glühenden Axt, die der Beschuldigte auf der Hand tragen muß“, *yudèeni* „Rühren der Palasttrommel durch Geisterhand, wenn in der königlichen Familie ein besonderes Ereignis vorgeht“ usw., daneben aber auch ganz konkrete Dinge wie *bačán* „Gelenk“, *láay* „Gurke“, *-śáaski* „eigen, zugeteilt“ usw. Unerschöpflich scheint namentlich der Vorrat an schallnachahmenden und expressiven, meist reduplizierenden Bildungen zu sein, vgl. *śirśár śirśár mañz* „rascheln“, *čascás ét-* „mit Widerstand, Geräusch herausziehen“, *báu* oder *báubau mañz* „mit Geräusch niederfallen“, *kiikaár mañz* „herumspazieren“, usw. Groß ist auch der Reichtum an Pflanzennamen; von den Wildpflanzen, die unser Botaniker F. LOBBICHLER sammelte und in Deutschland einschlägigen Instituten zur Bestimmung übergeben wird, konnten 180 mit dem eigenen Namen, viele auch in ihrer medizinischen Verwendung bestimmt werden.

Shina. Meine Arbeit am Shina war weniger erfolgreich. Ich ließ mir im Dialekt von Minapin, der sich von dem als besonders rein und ausgebildet geschätzten Gilgit-Dialekt kaum viel mehr als durch den stärkeren Einfluß seitens des Buruśaski unterscheidet, 23 Märchen und ein paar andere, kleinere Texte diktieren, fand aber dann nicht mehr die Zeit, sie mit der wünschenswerten Gründlichkeit durchzugehen, auch mußte ich nachträglich feststellen, daß ich vorschnell eine vereinfachte Schreibung eingeführt hatte. Ich hatte durch das Buruśaski in Lehnwörtern eingeschleppte konsonantische Unterscheidungen übersehen, sowie den Unterschied zwischen *áa* und *aá*, der aus der Gegenüberstellung von *toómo* „eigen“ mit *ómo* „roh“, *soóno* „golden“ mit *dóono* „Bulle“ usw. zutage tritt und auch von BAILEY in seiner Shina-Grammatik nicht erkannt worden ist. Immerhin dürfte auch die bloße deutsche Übersetzung der Geschichten, die solchen der GRIMMSchen Sammlung oft erstaunlich nahe stehen, mit einer kurzen Einleitung über Land und Leute der Märchenforschung willkommen sein. Auch an die Analyse einiger inhaltlich interessanter Texte, die ich in den Mundarten von Bar und Mayun auf Band genommen habe, kann erst nach einer Revision der Shina-Phonologie gegangen werden. Übrigens scheint auch der Wortschatz von BAILEY nicht ganz erfaßt worden zu sein. Ich erinnere mich z. B. an *muji* „Maus“ in Minapin und *yáč* „Art Geist (bur. *phut*)“, *rupéelo* „silbern“ in Bar.

Volkskunde. Die Kultur des Hunzatal ist gekennzeichnet durch einen detailliert ausgebildeten Glauben an Feen und andere Geister, der mit dem

Islam eine durchaus harmonische Verbindung eingegangen ist ; lediglich der Kult der *bóyo*, kleiner, als wollhaarig beschriebener Tiere, denen man früher an Berghöhlen zu opfern pflegte, gilt als verwerfliches Heidentum und wird nie ohne Zeichen der Verachtung unter gleichzeitigen Beteuerungen der jetzigen Rechtgläubigkeit erwähnt. Die Feen (*pari* oder *baráai*) sind schöne Jungfrauen mit blauen Kleidern und blonden Haaren, die „genau wie Engländerinnen“ aussehen, aber die Fersen vorne und die Zehen nach hinten gerichtet haben und auf den Gipfeln der schneebedeckten Siebentausender wohnen. Sie können von eigens dazu ausersehenen, *biṭán* genannten Beschwörern herbeigeholt und zu Weissagungen über die Zukunft veranlaßt werden. Die *biṭán* verfallen in ihren Tänzen, bei denen sie Wacholderrauch einatmen und Ziegenblut trinken, in echte Trance, und, ganz im Gegensatz zum benachbarten Dardistan, wo K. JETTMAR nur noch kümmerliche Reste der alten Tradition vorfand, ist in Hunza und Nager das *biṭán*-Wesen noch in voller Blüte ; davon zeugt nicht nur die Tatsache, daß auch jetzt noch laufend junge Männer dazu berufen werden, sondern auch die zahlreichen Bezüge des Feenglaubens zum täglichen Leben. In Baltit konnte ich sogar eine ganze Séance eines *biṭán* mit seinen Gesängen auf Band nehmen. Neben den *biṭán* hat auch heute noch fast jeder Jäger „seine“ Feen, mit denen er vor der Jagd in Verbindung treten muß. Eine weitere Art der Beziehung ist der *hólum gan*, der „äußere Weg“ : jeder männliche Erwachsene kann von einer Fee als Bruder, Sohn oder Geliebter adoptiert werden und genießt dadurch von ihr eine der drei Arten menschlicher Liebe. Das soll besonders häufig in Chaprot sein, einem kleinen Shina-Dorf nördlich von Chalt, das auch seit alters die meisten und besten *biṭán* stellt. Nächst den Feen sind es vor allem die *bilás*, die unmittelbar ins menschliche Leben eingreifen. Das sind häßlich gestaltete menschenfressende Dämonenweiber, die an jeglichem Todesfall im Tal schuld sind, auch wenn es scheinbar „ganz mit rechten Dingen zugeht“. In ihren Diensten steht der *phanís* (oder *jarmás*), ein Mann, der nach einmaligem Berufungserlebnis den jeweiligen Todeskandidaten im Traum in Form einer Ziege gleichen Alters und Geschlechts schächten muß ; sein Gegenspieler ist der *pašúu*, der die Szene auch wahrnimmt und den Betroffenen warnen kann, daß er sich durch ein Opfer freikaufft. Die übrigen Naturgeister werden ohne besondere Praktiken spontan von besonders begabten Leuten wahrgenommen, von denen Muhammad Shafa aus Nager zur Zeit der berühmteste zu sein scheint. Ich habe in allen Dörfern systematisch die *biṭán* und sonstigen Geisterseher aufgesucht und dadurch von allen Arten ausführliche Beschreibungen erhalten : außer von den Feen und *bilás* auch noch von den *ḍanlathás* (bösaartige Weiber mit funkensprühenden Augen, langen Zähnen und Brüsten), *hírbilas* („Mann-*bilas*“, Polyphem, der auch in Tiergestalt auftritt und den Menschen zum Kampf herausfordert), *phut* (Gnom, stark behaart, gilt als reich), *phutúe jótíšo* („Kinder der *phut*“, klein, sehen wie Wasserschläuche aus), *hargin* (Riesenschlange mit goldener Mähne), *qaán jakún* („brüllender Esel“, Geist in Eselsgestalt), *meélgus*, *nageri mayálgus* (Frau, die auf der Sternschnuppe reitet). — Was die historische Problematik des Feen- und *biṭán*-Wesens anbelangt, so scheint jetzt schon klar zu sein, daß es von den vorwiegend ziegenzüchtenden Shina-Sprechern entwickelt

wurde, die heute noch die besseren *biṭán* stellen sollen, und in der Ackerbaukultur der Buruśo eine Unterwanderung darstellt. Darauf deutet vor allem die Erscheinung, daß auch die buruśaskisprechenden *biṭán* ihre Weissagungen stets auf shina singen, auch wenn sie im Wachzustand kein Wort von dieser Sprache verstehen (ich habe mich selbst von dem Phänomen überzeugen können), und die Herkunft einiger hiergehöriger Termini des Buruśaski aus dem Shina, vor allem von *thómal* „Wacholderrauch“, jetzt auch *thóman* im Nageri-Buruśaski, zu Minapin-Shina *dúuman* „Rauch“, vgl. sanskrit *dhūmana*. — Interessant war die Entdeckung, daß es im ganzen Hunzatal bei der älteren Generation noch zahlreiche vorislamische Personennamen gibt. Ich konnte über 100 davon aufzeichnen. Manche sind ohne weiteres aus dem Buruśaski oder Shina deutbar, z. B. *Buyálsin* „Erdbebenlöwe“ (sh. *buyál*, auch im Bur.), *Datúsín* „Herbstlöwe“ (bur. *datú*), *Gurgán* „Herbstweizen“ (bur.) u. a., aber die Mehrzahl ist etymologisch undurchsichtig und macht einen sehr fremdartigen Eindruck, z. B. *Boróş*, *Dèşp*, *Muşár* (*Moşór*), *Burzú* usw. Derselben Schicht gehören ganz offensichtlich auch die zahlreichen nicht etymologisierbaren Orts- und Flurnamen an, die ich namentlich auf der Nager-Seite des Tals aufzeichnen konnte: *Thóol*, *Dońs*, *Hunúno*, *Hópar* usw. Manche sind von Personennamen abgeleitet, z. B. *Boróşal* (< \**Boróş-sal*) zu *Boróş* (s. oben), *Hóşal* zu *Hólo* (mit Kosenamen-*o*), *Şukunòşal* zu *Şukunò*, wobei das Vorherrschen gerundeter Vokale auffällt, sowie das in den heimischen Sprachen als Appellativ nicht bekannte Suffix *-şal* (vgl. aber sanskrit *śālā* „Hütte, Haus“, seinerseits schwerlich arischen Ursprungs). Vergleiche mit den vorarischen Relikten im indischen und iranischen Sprachgebiet dürften diese Namen als Nachhall eines heute erloschenen dritten Volkstums erweisen.

Musik. Herr Professor MARIUS SCHNEIDER hatte mich vor der Abreise gebeten, auch einige Proben der dortigen Musik aufzunehmen. Das Musikleben ist im Hunzatal reich entwickelt, aber in Europa gänzlich unbekannt; daß sich die musikalischen Formen deutlich von den benachbarten indo-pakistanischen und persischen unterscheiden, kann aber selbst dem musikethnologischen Laien nicht entgehen. Vokal- und Instrumentalmusik scheinen streng gesondert zu sein. Lieder habe ich vor allem aus dem shinasprechenden Teil der Bevölkerung, da mir bei Hunza-Sängern unglücklicherweise fast immer das Tonbandgerät versagte. Das Stilprinzip der Instrumentalmusik ist der *hariip*, d. i. eine kürzere Melodie, die ad infinitum wiederholt werden kann und ursprünglich stets einem festen rituellen oder öffentlichen Anlaß zugeordnet war. Es gibt eigene *hariip* für die Begrüßung des Mirs von Hunza (verschieden nach den Orten, in denen er eintrifft), für die einzelnen Phasen der Feenbeschwörung, für die verschiedenen Teile des Polospiels (Anreiten, Anstoß, Torschuß usw.), Tanzmusik für einzelne Amtspersonen auf Festen, an denen der Mir seine Leute tanzen läßt, usw. Eine besondere Stellung nehmen die „Zwölf *hariip*“ in Hunza ein, deren Aufnahme mir zwar vom Mir gestattet, aber von dem königlichen Obertrommler mit der Begründung verweigert wurde, sie seien Eigentum der königlichen Familie und dürften nur an „großen Tagen“ (*uyúm gunc*) unter Beachtung eines besonderen Zeremoniells gespielt werden, weil

andernfalls dem Spieler Unheil von seiten der Feen drohe. Ich habe etwa 30 *harııp*, auf *rebab*, *sitar* und *surnai* (einer Art Klarinette) von guten Spielern gespielt, aufgenommen. Meine Aufnahmen sind nur erste Proben; ein eigenes Unternehmen durch einen geschulten Fachmann ist dringend zu empfehlen.

Anthropologische Messungen. Zusammen mit unserem Expeditionsarzt Dr. G. NEUREUTHER maß ich Kopfgröße, Kopfbreite, Jochbogenbreite, Gesichtslänge und Körperlänge und bestimmte Haar- und Augenfarbe von je 50 männlichen Erwachsenen in Baltit, Nager und Chalt. In Mayun, einem shinasprechenden Dorf auf der Hunza-Seite, das besonders interessant gewesen wäre, weil es einen vom übrigen Shina abweichenden Dialekt spricht<sup>8</sup>, mußten wir leider nach dem 17. Mann wegen der Bockigkeit der Bewohner abbrechen. Die Meßdaten sind bereits dem anthropologischen Institut der Universität München übergeben worden und sollen dort von Fachleuten ausgewertet werden.

Zukunftsaufgaben. Meine Arbeit im Hunzatal konnte schon wegen der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit alles andere als erschöpfend sein. Ich möchte daher für den Fall, daß mir selbst eine Fortführung der Arbeit nicht mehr möglich sein sollte, die Punkte aufzählen, die nach meinem Dafürhalten noch einer eingehenderen Erforschung bedürfen. Auf sprachlichem Gebiet sind es vor allem die lexikalischen und grammatischen Besonderheiten des Nageri-Buruśaski. Man wird auch hier nur durch das Aufnehmen von möglichst vielen Texten weiterkommen, und wenn auch jeder Text immer nur ein paar neue Formen bringt, so soll man doch — angesichts der ungeheuren Bedeutung, die jedes Buruśaski-Wort für die Sprachgeschichte haben kann — die Mühe nicht scheuen. (Von einem Durchgehen des Wortschatzes anhand von LORIMERS Hunza-Lexikon würde ich allerdings abraten, da die meisten Nageri auch die Hunza-Variante ihrer Sprache gut kennen und daher der durch die Nennung des Hunza-Wortes bedingten Suggestivfrage unterliegen könnten.) Neben neuen Feenüberlieferungen, die ohne Zweifel noch in großen Mengen bereitliegen, sollte man auch die Märchen heranziehen, die, wenn sie auch sichtlich fremden Ursprungs sind, doch in der Isolierung Alttertümliches bewahrt haben können. Im Shina-Lexikon steht noch die durchgehende Bezeichnung des distinktiven Akzents aus, die BAILEY unterlassen hat, sowie die erwähnte Unterscheidung von *áa* und *aá*. Ferner wäre eine Monographie des Dialekts von Mayun und Hindi wichtig, der von unsern Trägern übereinstimmend als deutlich abweichend vom Gilgiti-Shina bezeichnet wurde<sup>9</sup>, von den anderen Dialekten außerhalb der Gilgit Agency, die BAILEY in seiner

<sup>8</sup> G. BUDDRUSS, der mich schon vorher darauf aufmerksam gemacht hatte, hat eine Überlieferung aufgezeichnet, nach der die Leute von Hindi aus Punial eingewandert sein sollen. Mir ist bei Gesprächen nur der Lokativ auf *-aro* gegen *-ar* im Gilgiti aufgefallen.

<sup>9</sup> In dem benachbarten Hindi, wo man denselben Dialekt spricht, soll es nach Angaben unserer Träger auffallend viel blonde oder kastanienbraune (*gúuro*) Menschen geben, die in der fast durchgehend schwarzhaarigen Bevölkerung des übrigen Tals eine ausgesprochene Seltenheit darstellen.

Grammatik nur am Rande behandelt hat, ganz abgesehen. Schließlich dürfte auch das Studium der Sprache der Hunza-Zigeuner, die sich bis heute wunderbarerweise inmitten einer buruśaski- und shinasprechenden Umgebung erhalten hat, nicht nur interessante Aufschlüsse für den Urdialekt der indisch-europäischen Zigeuner ergeben, mit denen dieser Stamm ohne Zweifel verwandt ist, sondern auch Licht auf die Geschichte manchen Buruśaski-Wortes werfen. Schon die kurze Wortliste bei LORIMER<sup>10</sup> bietet dafür zwei Beispiele. Für bur. *uś* „Schuld“ hat das Dumāki noch die Bedeutung „Gedanke“ erhalten, die durch bask. *uste* „Meinung“ bestätigt wird<sup>11</sup>; in dum. *birśa* „Land“ dürfte eine ältere Form von bur. *buśai* „Land“ stecken. Da die zeremonielle Musik in beiden Residenzen ausschließlich in den Händen der Dōm liegt, wird eine Beschäftigung mit ihren Traditionen auch von Nutzen für die Erforschung der reichen Musikkultur des Tals sein, auf deren Bedeutung abschließend nochmals hingewiesen sei.

<sup>10</sup> D. L. R. LORIMER, *The Dumāki Language. Outlines of the Speech of the Dōma, or Bērīcho, of Hunza*. Nijmegen 1939.

<sup>11</sup> Cf. Berichtstatter in *Indo-Iranian Journal* 3. 1959, p. 34.